

Christine Hyung-Oak Lee

Der Tag, an dem mein Hirn stillstand

Christine Hyung-Oak Lee

DER TAG,
AN DEM
MEIN HIRN
STILLSTAND

Wie ich mit 33 meinen Schlaganfall erlebte
und zurück ins Leben fand

Aus dem Amerikanischen
von Bettina Spangler

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Einige Namen und Charakteristiken beteiligter Personen wurden geändert,
um ihre Persönlichkeitsrechte zu wahren.

Deutsche Erstausgabe

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

Tell me everything you don't remember. The stroke that changed my life bei Ecco,
einem Imprint von HarperCollins Publishers, LLC, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright © 2017 Christine Hyung-Oak Lee
Umschlag: Weiss Werkstatt, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-34693-6
www.koesel.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Penelope

1. KAPITEL

Dreiunddreißig Jahre lang lebte ich mit einem Loch im Herzen, ohne auch nur das Geringste davon zu ahnen.

Da war einerseits das tatsächliche Loch, ein nie diagnostizierter Geburtsfehler, mit dem ich all die Jahre gelebt hatte.

Und dann war da noch das Loch, das ich anfangs mit den Bedürfnissen anderer zu stopfen versuchte und am Ende mit Verbitterung füllte.

Diese Verbitterung trat in Form von Wut zutage, als ein krampfhaftes Bedürfnis nach Kontrolle, als ein manisches Streben nach Perfektion, als eine Ordnungsliebe, die an Besessenheit grenzte und die mich dazu brachte, jeden Türknauf penibel zu desinfizieren und beim Tippen Latexhandschuhe zu tragen, als ein Zwang, der sich darin äußerte, dass ich ständig an der Nagelhaut meiner Finger und Zehen herumzupfte und dass ich leere Milchflaschen sammelte und sie in sämtlichen Schränken meiner Küche versteckte und sogar unter dem Waschbecken im Bad, bis mein Mann sie Monate später fand. Und während er sie entsorgte, weinte ich bittere Tränen um die Flaschen, auch wenn meine Trauer nichts mit ihrem Verlust zu tun hatte, sondern mit einem unerfüllten Bedürfnis, das ich nicht näher benennen konnte.

Da war ein Loch in meinem Herzen, das mir das Atmen erschwerte.

Da war ein Loch in meinem Herzen, das es mir nicht erlaubte, mich ganz zu fühlen.

Und dann kam der Schlaganfall.

Der Himmel an jenem 31. Dezember 2006 war strahlend blau, der Boden ganz leicht mit Schnee bedeckt, und ich stand mit meinem Mann auf dem Parkplatz eines Baumarkts. Ich war dreiunddreißig Jahre alt. Wie jedes Jahr zu Neujahr verbrachten wir die freien Tage in Tahoe und gönnten uns ein spätes Frühstück, bestehend aus Eiern und Toast in Ernie's Coffee Shop, spielten Brettspiele und tranken am Abend heiße Schokolade.

Alles schien zu sein wie immer, doch ohne dass ich es ahnte, stand mein Leben auf Messers Schneide; mein Körper, mein Geisteszustand und meine Beziehungen zu anderen würden sich von diesem Tag, von diesem Jahreswechsel an von Grund auf ändern, als wäre es ein anderes Leben.

Ich war mit Kopfschmerzen aufgewacht. Hatte über starke Schmerzen geklagt. Ich hatte mich im Bett verkrochen und die Augen fest zugekniffen, um mich zurück in den heilsamen Schlaf zu zwingen. Beim Gedanken an Essen wurde mir übel. Gerade eben hatte sich ein Blutgerinnsel gelöst und näherte sich meinem Herzen. Wäre das Loch darin nicht gewesen, wäre das Blut mit dem Klumpen darin in meine Lunge geflossen. Dort hätte es sich mit Sauerstoff angereichert; das Gerinnsel wäre herausgefiltert worden, nichts wäre geschehen. Doch weil da ein Loch in meinem Herzen war, umschiffte das Gerinnsel meine Lunge und wanderte ungehindert weiter in Richtung Gehirn, trieb vorwärts, bis es nicht mehr weiter ging. Dort blieb es stecken. Es störte die Sauerstoffversorgung meines Gehirns. Und tötete einen Teil davon ab.

Wir nahmen an, es handele sich wieder einmal um einen meiner üblichen Migräneanfälle. Vielleicht sollte ich mir den Fingernagel in die Handfläche bohren, dachte ich – das würde mich womöglich ablenken von den anhaltenden, stechenden Schmerzen im Kopf. Vielleicht brauchte ich bloß ein bisschen frische Luft. Vielleicht sollten Adam und ich einfach einkaufen gehen und mit geöffneten Fenstern durch die Gegend fahren, sodass uns der frostige, nach Kiefernnadeln duftende Fahrtwind ins Gesicht peitschte. Der Gedanke an die eisig kalte Luft lockte mich aus dem Bett. Am liebsten hätte ich den Kopf in einer Schneewehe vergraben, meinen Kopf in Eis gebettet.

Während dieser Fahrt durchlebte ich eine ganze Kaskade an Gefühlen und verlor dabei den Bezug zu jeglicher Bedeutung. Ich hörte verschiedene Dinge, konnte die Geräusche aber nicht verarbeiten und sie mit Sinn belegen. Zwischen Geräusch und seiner Bedeutung, zwischen Gesehenem und seiner Bedeutung, zwischen Berührung und seiner Bedeutung brach die Verbindung ab. Zahlen verwandelten sich in sinnentleerte Schnörkel, Farben verloren ihre Namen, und Musik war ohne Melodie. Ich war einer rasanten Abfolge sensorischer Impulse ausgeliefert – Dreiecke und Himmel und ein Knirschen und Musik aus dem Radio und das Gefühl von rauem Stoff unter meiner Hand. Nichts von alledem ergab für mich Sinn; ich wusste nicht, dass die kleinen Dreiecke Bäume waren, die größeren Berge, die Geräusche knirschender Schnee und ein Song von Snow Patrol im Radio, der Stoff Gore-Tex, die Handgelenke waren das, was direkt an diese Dinge namens Hände anschlossen. Alles war Farbe und Form und Klang und Berührung und Empfindung, doch mein Gehirn konnte zwischen allen diesen Eindrücken nicht länger unterscheiden.

Als wir dann parkten und ich ausstieg und die roten Schneefräsen sah, um neunzig Grad gedreht und doppelt, konnte ich endlich einen vollständigen Gedanken fassen. Ich begriff, was ich da vor mir hatte: rote Schneefräsen. Aber auf der Seite liegend. Sonderbar.

Tatsächlich war die ganze Welt in meiner Wahrnehmung um neunzig Grad gekippt.

Der Himmel befand sich zu meiner Linken. Der Boden war rechts. Ich war vollkommen aus dem Gleichgewicht. In der Hoffnung, die Welt wieder in die üblichen Dimensionen zu versetzen, drehte ich den Kopf.

»Das ist doch nicht normal; aber trotzdem schön«, dachte ich. Allerdings war mir schwindelig, als befände ich mich auf einem Boot. Und mein Kopf tat weh. »Ich muss mich setzen«, brachte ich mit Mühe und Not hervor. Noch war ich der Sprache mächtig, hier mitten auf diesem Parkplatz. »Geh du schon mal rein, ich warte hier.«

Und damit ließ ich seine Hand los. Adam forderte mich auf, mich auf den Bordstein vor dem Laden zu setzen, statt hier auf den Parkplatz. Er komme gleich wieder.

Es war nicht einfach, mich auf dem Randstein niederzulassen; dazu musste ich meinen Körper auffordern, sich zu senken, obwohl der Gehsteig doch senkrecht emporragte, und um ein Haar hätte ich mich auf den Himmel gesetzt. Meine Welt hatte sich seitwärts gedreht. Auf den Gedanken, ich könnte sterben, kam ich nicht, auch wenn ich in diesem Augenblick vielleicht auf der Schwelle des Todes stand. »Warum ist alles so anders?«, fragte ich mich. »Was geschieht hier? Wann wird endlich alles wieder so, wie es war?«

Adam verschwand und kam kurz darauf mit leeren Händen zurück. »Fahren wir wieder heim«, meinte er. »Ich kann un-

möglich Luftfilter kaufen gehen, während du hier draußen hockst. Da stimmt doch was nicht.«

Und dann verstummten meine Gedanken schließlich ganz. Da war nichts mehr. Mein Gehirn wurde ... vollkommen still. Stockfinster. Sosehr ich mich auch anstrengte, noch all die Jahre später, ich kann mich beim besten Willen nicht an diese Heimfahrt erinnern. Ein Teil von mir war kurz vor dem Ersticken, bekam keine Luft mehr – und starb.

Als wir zurück zu Hause waren, überkam mich grenzenlose Müdigkeit. Ich war so unendlich erschöpft – jedes Geräusch kam einem durchdringenden Kreischen gleich, beim Blinzeln spürte ich das Gewicht meiner Augenlider, ich konnte noch nicht einmal etwas essen, da mir allein das Kauen so schwerfiel wie Klimmzüge. Mein Körper verlangte lautstark nach Ruhe, bettelte um Schlaf. Erst bei der Geburt meiner Tochter ganze sieben Jahre später erlebte ich annähernd einen vergleichbaren Zustand der Erschöpfung. Also schlief ich.

Unmittelbar nach oder während eines Schlaganfalls ist Schlafen nicht ratsam. »Sie hätten sofort in die Notaufnahme kommen sollen«, erklärte der behandelnde Neurologe mir Tage später. Doch zu dem Zeitpunkt wusste ich mir nicht anders zu helfen. Ich hätte dieses Nickerchen gemacht, selbst wenn man mir eindringlich davon abgeraten hätte. Denn nichts wollte ich lieber tun.

Ich träumte, dass ich mich in den tief verschneiten Bergen verirrte. Ich träumte, ein Freund, nennen wir ihn Mr. Paddington, mein Mann und ich hätten die Wanderung zusammen begonnen, doch leider wurde ich von der Gruppe getrennt und musste alleine weiterziehen. Ich träumte von Schnee, der vom Himmel fiel. Ich träumte, wie ich am Ufer eines zugefrorenen Gebirgssees entlangwanderte. Ich träumte, ich hätte meine

Schuhe verloren. Ich träumte, ich hätte meine Stimme verloren. Ganz gleich, wie laut ich um Hilfe schrie, niemand eilte herbei, um mir zu helfen. Keiner hörte meine Rufe. Bis mir bewusst wurde, dass kein Laut über meine Lippen drang. Ich machte mir keine Gedanken deswegen. Was geschah, geschah nun einmal, also zwang ich mich lediglich dazu, weiterzugehen.

Als ich Stunden später erwachte, war ich tatsächlich überzeugt, auf einer Wanderung in den Bergen gewesen zu sein – dass nicht alles nur ein Traum war. Und tatsächlich hatte ich meine Stimme verloren. Da waren keine Worte mehr. Ich war unfähig zu sprechen, gefangen in meinem Gehirn. Meine Erinnerungen verschmolzen mit Ausgeburten meiner Fantasie.

Tatsächlich hatte ich meine Stimme bereits schon vor dem Schlaganfall auf vielfältige Weise verloren. Ich war unfähig gewesen zu sagen, wie eingesperrt ich mich in meinem Leben fühlte. Dass sich meine Verpflichtungen nicht mit meinen persönlichen Vorstellungen deckten. Ich erfand irgendwelche Regeln und hielt mich an sie, weil es mir Sicherheit gab. Mutig war das nicht.

Folgendes schrieb ich am Abend meines Schlaganfalls nach dem Aufwachen auf meinem Blog, ein erster Versuch, das Erlebte in Worte zu fassen:

Ich fühle mich seltsam. Mein Gehirn ist in einem sonderbaren Zustand – eine Mischung aus kurzen Gedächtnisspielen und Erinnerungslücken. Als ich mich vorhin auf ein Gedächtnisspiel einließ, wurde meine Erinnerung umgestellt. Jetzt kann ich nicht mehr das sagen, was ich sagen will, und mich nicht mehr an das erinnern, an das ich mich erinnern will. Ist eine komische Situation.

Ich litt an Aphasie. Ich schrieb, fand aber nicht mehr die korrekten Worte. Jahre später verstand ich, was diese »kurzen Gedächtnisspiele« waren – nur war ich überrascht, dass ich meine Erfahrung so ausgedrückt hatte. Ich weiß noch, wie überzeugt ich war, dass meine Worte die richtigen waren. Ich war der Ansicht, ich würde mich bestens verständlich machen.

Gerade mal siebzehn Stunden zuvor, noch vor dem Schlaganfall, hatte ich Folgendes in mein Tagebuch notiert: »So fühlt es sich also an, sich irgendwo zu verkriechen; wiederholt hat es diese Woche geschneit, die eisige Luft draußen ist knackig wie eine frische Erbsenschote im Frühjahr, alles ist so friedlich. Es gibt keine äußeren Reize; in dieser Woche habe ich mein Leben nach innen gekehrt. Und lese Bücher.«

Das war noch vor Einsetzen der Aphasie. Nur dass sich mein Leben tatsächlich nach innen kehrte. Es spielte sich eine Zeit lang nur noch im Inneren ab. Vor dem Hirnschlag war alles friedlich. Ich verschlang ein Buch nach dem anderen. Gerade las ich Kurt Vonneguts *Schlachthof 5 oder Der Kinderkreuzzug*. Das Buch hatte ich kurz vor dem Schlaganfall begonnen, und ich las auch an den Tagen danach weiter. Allerdings las ich dieselbe Seite wieder und wieder. Die erste Seite. Den ersten Absatz. Dies stellte ich indes erst sehr viel später fest.

Unser bester Freund, Mr. Paddington, kam zum Jahreswechsel zu uns und freute sich sehr, uns zu sehen. Ich aber brachte nur ein Lächeln und ein paar wenige Worte zustande. Nur sehr wenige Worte. Inmitten des größten Tumults blieb ich still. Sonst war ich eigentlich nie ruhig. Außerdem machte ich sonst nie ein Nickerchen. Nicht bis zu diesem Tag.

»Hi, ich habe gerade eine Gehirnblockade«, sagte ich. Ich sah mir selbst dabei zu, wie ich mich abmühte. Unter gefühlten hundert Daunendecken hervor sagte das, was von meinem

früheren Ich noch übrig war: *Das wollte ich eigentlich nicht sagen. Irgendetwas stimmt nicht.*

Ich brauche Hilfe war, was ich eigentlich sagen wollte. Doch keiner, nicht einmal ich selbst, hörte es oder verstand.

Wir gingen zum Essen aus, Neujahrsfondue im Swiss Chalet, ein alpenländisch ausgestattetes Restaurant, das aussah, als müsste es direkt neben der Matterhorn-Achterbahn in Disneyland stehen. Wir tauchten Brotstücke in Käse und tranken Bier und Wein, und ich erinnere mich an Gespräche, denen ich nicht folgen konnte. Es war, als säße ich auf einem Fahrrad und versuchte, auf der Autobahn zwischen den ganzen superschnellen Fahrzeugen einzufädeln. Jedes Mal, wenn mir etwas in den Sinn kam, das ich zur Unterhaltung hätte beitragen können, vergaß ich es sofort wieder, und schon ging das Gespräch ohne mich weiter. Unzählige Male machte ich an diesem Abend den Mund auf und zu. Wie ein Fisch.

Meine Welt hatte sich an diesem Tag auf die grundlegendsten Signale reduziert, doch ich empfing sie unverarbeitet, ohne dass ich ihre Bedeutung erfasste. Ganz gleich, worauf ich das Auge richtete, es ergab für mich keinen Sinn, als wäre ich eben erst auf diesem Planeten gelandet. Ich spürte das Sofa unter mir, das samtige Kunstleder, das mich an das Fell meines Dackels erinnerte. Die kalte, beißende Luft im Gesicht. Gespräche, die sich in lautem Getöse auflösten. Das unnachgiebige Metall in meinem Mund, das man Löffel nennt. Ich wusste, dass das, was man vor mich hinstellte, Essen war, aber ich kam nicht drauf, ob es Gerichte waren, die ich gerne aß oder nicht. Für mich war es einfach nur Essen. Das man in den Mund steckte. Kaute. Schluckte.

An folgendes Prozedere sollte man sich bei einem Schlaganfall halten: Zunächst überprüft man, ob man imstande ist zu lä-

cheln, versucht herauszufinden, ob man klar im Kopf ist, und prüft, ob man Wortfindungsstörungen hat. Und dann sollte man sich schleunigst ins Krankenhaus begeben, wo man das Blutgerinnsel schnellstens beseitigt.

Die American Stroke Association bedient sich des sogenannten FAST-Tests, um möglichst schnell die typischen Warnsignale bei einem Schlaganfall festzustellen:

Face (Gesicht): Man bittet den Patienten, zu lächeln. Hängt eine Seite des Gesichts schlaff herab? Bei mir war das nicht der Fall.

Arms (Arme): Man bittet den Patienten, beide Arme zu heben. Fehlt dem Betroffenen in einem Arm die Kraft? Bei mir traf dies nicht zu.

Speech (Sprache): Man bittet den Patienten, einen einfachen Satz nachzusprechen. Spricht er undeutlich oder anders? Ich artikuliere mich damals ganz normal. Was ich sagte, war zwar seltsam, aber ich selbst merkte das nicht. Eine Selbstdiagnose war mir also nicht möglich.

Time (Zeit): Stellt man auch nur eines dieser Anzeichen fest, sollte man unverzüglich den Notarzt rufen. Was ich leider auch nicht tat.

Bei mir traten die oben genannten Warnsignale nicht auf. Mein Gehirn war dabei zu kollabieren, aber ich bekam davon nichts mit. Außerdem war ich es gewohnt, auf Schmerzen stoisch gelassen zu reagieren. Also fuhr ich nicht gleich ins Krankenhaus. Das Blutgerinnsel steckte fest. Ich steckte fest. Stattdessen warteten wir ab.

Es gibt Fotos von diesem Tag. Auf diesen Fotos sitze ich auf dem Sofa, lächle, erholte mich nach meinem kleinen Nickerchen,

dicht an Adam gekuschelt. Mr. Paddington ist mit von der Partie und liest Zeitschriften. Als wäre nichts Außergewöhnliches geschehen. Als hätte ich nicht eben erst einen Schlaganfall erlitten. Ich machte einen völlig normalen Eindruck, auch wenn ich innerlich starb, und zwar buchstäblich.

Wieder und wieder wurde ich gefragt, ob denn keiner bemerkt hätte, dass ich einen Hirnschlag hatte.

»Hast du dich nicht seltsam verhalten?« Auf derlei Fragen hin presste mein Mann jedes Mal die Lippen zu einer schmalen Linie zusammen. Und unser Freund, der zu Neujahr bei uns zu Besuch war, senkte jedes Mal den Blick. Ich hatte mich tatsächlich sonderbar benommen. Doch nach außen hin hatte ich völlig normal gewirkt. Außerdem hatten wir Silvester. Adam und Mr. Paddington waren angetrunken und ausgelassener Stimmung, deshalb waren sie abgelenkt. Ich sprach kein Wort. Das fanden sie zwar komisch, war für sie aber kein Grund zu größerer Besorgnis. Wahrscheinlich dachten sie, ich hätte bloß zu viel getrunken.

Am nächsten Morgen brachte ich schon wieder ein paar wenige Sätze heraus, wenn sie auch eher seltsam klangen. »Guten Morgen. Lasst uns frühstücken. Ich habe meine Daten verloren, da sind nur noch Fußabdrücke.«

Ich sprach die Worte klar und deutlich aus, nicht im Geringsten verwaschen oder unverständlich, und mein Gesicht hatte nichts von geschmolzenem Wachs. Ich bekam problemlos ein Lächeln hin. Ich war dreiunddreißig Jahre alt; sicherlich war ich ab und an betrunken, aber ein Schlaganfall? Gewiss nicht. Wir wären nie auf den Gedanken gekommen, es könnte ein Hirnschlag sein, für uns lag das einfach nicht im Bereich des Möglichen. Wir warteten also ab, dass die Symptome sich von alleine legten.

Es war die seltsamste Migräne, die ich je hatte, darin waren wir uns einig. Wir frühstückten. Ich kann mich noch erinnern, dass ich zwei Spiegeleier zu mir nahm, wie immer, wenn wir richtig mit allem Drum und Dran brunchten.

Später, als wir dann doch ins Krankenhaus fuhren, dachten anfangs nicht einmal die Ärzte, ich könnte einen Schlaganfall gehabt haben. In der Abschrift meiner Krankenakte ist zu lesen:

Die Patientin, 33 Jahre alt, wurde in der Klinik vorstellig aufgrund folgender Beschwerden: Gedächtnisstörung, Diplopie, Verlust der Schreibfähigkeit, Schwindelgefühle ohne Gleichgewichtsstörungen, die auf eine zerebrale Vaskulitis hingedeutet hätten. Migräne unwahrscheinlich, da die für die Patientin typischen Symptome nicht vorliegen. Ischämischer Schlaganfall aufgrund einer Herz-Kreislauf-Erkrankung ebenfalls unwahrscheinlich.

Manchmal fängt das Gedankenkarussell an sich zu drehen. Was, wenn ich an diesem Tag gestorben wäre, statt es zu überleben, was, wenn das Blutgerinnsel einen Sekundenbruchteil länger festgesessen wäre und mich in ein dauerhaftes Koma versetzt hätte? Wenn ich nie mehr von meinem Nickerchen aufgewacht wäre? Wenn ich zusammengeklappt wäre, als ich da auf dem Bordstein saß, und nie wieder aufgestanden wäre? Wenn die gekippte Welt das Letzte gewesen wäre, was ich sah? Wenn mein letzter Gedanke der folgende gewesen wäre: Wann wird endlich wieder alles normal?

Dann hätte mein Leben aus nur einem oder zwei Kapiteln bestanden. Eine Novelle statt ein Roman. Ich hätte meine Tochter nicht bekommen. Ich hätte nicht als Autorin in New York

leben und meinen Lebensunterhalt mit Schreiben verdienen können. Ich hätte niemals erfahren, wie es ist, wieder zu atmen. Ganz ähnlich steht es mit Kurt Vonnegut; hätte der Dresden nicht überlebt, hätte es den Roman *Schlachthof 5* nie gegeben. Wäre ich gestorben, hätte ich ein ganz annehmbares Leben gehabt. Um mich herum tobte keine Feuersbrunst. Ich war keine Kriegsgefangene. Doch nach dem Schlaganfall verfiel ich in den Glauben, mein Leben könnte besser sein. Dass ich eine zweite Chance bekommen hatte für etwas, das ich noch nicht deutlich erkannte. Dass ich ein besseres Leben führen konnte – ja, es sogar musste –, ein Leben, basierend auf persönlichen Präferenzen, ein Leben, in dem ich meine eigenen Träume verfolgte, ganz ohne Gewissensbisse.

Der Hirnschlag rührte an die am wenigsten ausgeprägten und unerforschtesten Regionen meiner Psyche. Während ich mich früher kein bisschen verletzlich gezeigt hatte – ich ließ es ganz einfach nicht zu –, war ich nun plötzlich überempfindlich. Während ich früher nicht fähig gewesen war, um Hilfe zu bitten, musste ich mir nun jedes Mal Unterstützung holen, um den Tag zu überstehen. Während ich früher Gefühle der Trauer nicht zugelassen hatte, verlor ich nun die Fähigkeit, meine Emotionen zu kontrollieren. Während ich früher immer alles genau geplant hatte, um auf jede Eventualität vorbereitet zu sein, war mir genau das nun nicht mehr möglich. Tatsächlich war ein Teil von mir gestorben.

Ich war in erster Linie Körper, weil mein Verstand eine Pause einlegte. In meinem Kopf herrschten Ruhe und Frieden. Das ständige Rasen meiner Gedanken – *Was soll ich zum Abendessen kochen? Ich muss einkaufen gehen, aber vielleicht besser nach dem Arzttermin, dann steht das Zeug nicht so lange im Kofferraum herum, und der Supermarkt liegt obnehin auf dem Heimweg, dann brauche ich kei-*

nen Umweg zu fahren, obwohl, Moment, hab ich eigentlich genug Benzin? Wann habe ich denn das letzte Mal getankt? Was, wenn mir das Benzin ausgeht? –, dieser unaufhörliche Ansturm der Worte legte sich mit einem Mal. Die Last des ständigen Planens, all die Erwartungen, all die Sorgen und Ängste, die Last des Denkens an sich, all das hatte in diesen ersten Wochen meiner Genesung vorerst ein Ende.

Wäre der Hirnschlag heftiger ausgefallen – wäre das Blutgerinnsel zum Beispiel in meinem Thalamus verblieben und hätte ihn weiter von der Sauerstoffzufuhr abgeschnitten, wäre ich letzten Endes ins Koma gegliiten. Dann wäre ich im wahrsten Sinne des Wortes nur noch ein Körper gewesen. Der Körper hätte im Kampf gegen die dazugehörige Seele gesiegt.

Und wenn ich im dauerhaften Koma gelandet wäre, hätte ich von diesem Leben befreit werden wollen.

Jahre vor meinem Schlaganfall brachte ich einmal ein Formular für eine Patientenverfügung vom Arzt mit nach Hause. Das hatte ich ausgefüllt und unterschrieben. Ich wollte auf keinen Fall, dass man mich an eine Herz-Lungen-Maschine anschloss, sollte ich auf Dauer künstlich beatmet werden müssen. Adam aber meinte, er würde unbedingt wollen, dass man die nötigen lebenserhaltenden Maßnahmen ergreift. »Selbst wenn ich etwas unterschrieben hätte, das besagt, dass ich keine lebenserhaltenden Maßnahmen will? Selbst wenn ich leiden müsste? Selbst wenn keine Hoffnung bestünde, ich könnte je wieder ganz die Alte werden?«

»Du kannst dich nicht selbst töten«, sagte er.

»Aber es ist dennoch meine alleinige Entscheidung. Schließlich ist es mein Leben. Und mein Tod«, entgegnete ich.

»Es ist nicht deine Entscheidung. Es ist meine.«

»Warum?«

Er erklärte es mir. »Weil ich derjenige bin, der mit deiner Entscheidung leben müsste. Derjenige, der überlebt, ist derjenige, auf den man Rücksicht nehmen sollte – derjenige, der den Ausschlag gibt.«

Die Vorstellung, um Erlaubnis fragen zu müssen, so zu sterben, wie ich sterben will, ist mir unbegreiflich. Aber er zwang mich, die Patientenverfügung zu zerreißen, die ich bereits unterschrieben hatte. Das schien mir zu dem Zeitpunkt nicht wirklich groß von Belang. Ich zuckte lediglich mit den Schultern, während ich die Fetzen in den Müll schmiss. Er wollte, dass ich lebte, so nahm ich an. So sehr schätzte er mich.

Selbst wenn ich an der Herz-Lungen-Maschine hing, so glaubte ich, würde ich irgendwann sterben. Wir alle müssen sterben. Zumindest würde ich dann nicht mehr aktiv an meinem eigenen Leben teilnehmen müssen. Ich wäre gefangen im ewigen Schlaf. Auch eine Art Tod.

In gewisser Hinsicht war es ja schon jetzt so, dass ich nicht mein eigenes Leben lebte. Zwar dachte ich, es wäre so, weil ich es beruflich zu etwas gebracht hatte und meine eigenen Rechnungen bezahlen konnte. Doch im Grunde lebte ich Adams Leben, war nichts weiter als eine Randfigur in seinem Dasein, die ihm applaudierte, nicht mir selbst. Das war nicht seine Schuld. Wir fühlten uns im Grunde beide recht wohl mit diesem Arrangement. Wir kannten es nicht anders. Und viele Jahre lang funktionierte das recht gut zwischen uns.

In meinem letzten Zeitungsartikel, den ich vor meinem Hirnschlag gelesen hatte, ging es um ein Pärchen, James und Kati Kim. Sie hatten sich an einem Thanksgiving-Wochenende mit ihrem Saab in der Wildnis Oregons verfahren und blieben mit ihren zwei kleinen Kindern im Schnee stecken. Die hießen Penelope und Sabine, eine von ihnen war noch im Säuglings-

alter. Am Tag nach James Verschwinden zog Kati mit den Kindern ebenfalls los, und nach neun Tagen gefangen in der Wildnis wurden sie von einem Rettungshubschrauber entdeckt. Doch James Kim kehrte nie zurück. Zwei Tage später fand man ihn im eisigen Gewässer des Big Binky Creek, mit dem Gesicht nach oben treibend. Es war die größte Such- und Rettungsaktion in der Geschichte Oregons.

Diese Tragödie wollte mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich bin überzeugt, dass sie Auswirkungen auf den Traum hatte, in dem ich durch Schnee stapfte auf der Suche nach Hilfe. Dieser Traum war die Kulisse, vor der mein Gehirn allmählich abstarb. Ein Teil meines Gehirns treibt dort draußen tot im Wasser. Ich kam auch nicht als der Mensch zurück, der ich zuvor gewesen war. Ich wurde von meinem eigenen Ich getrennt, und ich trauerte um diesen Teil meines Gehirns. Es brach mir das Herz, fortan ohne es leben zu müssen. Ich war überzeugt, so nicht weitermachen zu können.

Aber dann machte ich weiter.

Als ich endlich doch ins Krankenhaus fuhr, machten die Ärzte einen Gedächtnistest mit mir. Sie benutzten dazu das Wort »penny«, das ich später meiner Tochter als Namen geben sollte. Derselbe Name, den James Kims Tochter trug. Mr. Paddington war an diesem Tag bei uns, genau wie jetzt, in diesem Augenblick. Ich hatte den Zugriff auf mein fotografisches Gedächtnis verloren, und ohne dieses fotografische Gedächtnis verlor ich den Glauben an meine eigene Intelligenz.

In diesen ersten Tagen las ich wieder und wieder in diesem Roman von Kurt Vonnegut, ohne zu wissen, dass ich es tat. Mein Gehirn funktionierte noch nicht wieder gut genug, um mich an mehr als einen Absatz gleichzeitig zu erinnern. Nach

nur wenigen Zeilen musste ich deshalb von vorn anfangen. Nur dass mir gar nicht bewusst war, dass ich denselben ersten Absatz von *Schlachthof 5* immer wieder las.

»Das ist alles passiert, mehr oder weniger«, las ich. Und trotzdem fiel mir nicht auf, was sich da abspielte. »Die Kriegsgeschichten entsprechen jedenfalls so ziemlich der Wahrheit.«¹ Meine Kindheitsgeschichten entsprechen auch so ziemlich der Wahrheit. Ich erinnere mich an das, was ich noch weiß. Nach und nach setze ich die Bruchstücke zusammen, soweit ich kann. Ich habe Jahre gebraucht, um über meinen Schlaganfall zu schreiben. So wie Vonnegut Jahre gebraucht hat, um die Bombardierung Dresdens angemessen in Worte zu fassen.

Je länger ich über jenen Tag nachdenke, desto mehr wird mir bewusst, dass damals mein ganzes Leben einen unfreiwilligen Neustart hingelegt hat, Ausgangspunkt für einen absoluten Neuanfang.

Was ich verloren hatte, musste verloren bleiben.

2. KAPITEL

In den ersten Sekunden des Schlaganfalls wurden die Grundfesten meines Gehirns erschüttert. Nichts funktionierte mehr so, wie es sollte, in dieser ersten Stunde – ich nahm die Dinge nur verschwommen wahr, mein Gleichgewichtssinn war massiv gestört, und ich hatte ungeheuerliche Kopfschmerzen. Ich konnte kaum einen zusammenhängenden Satz bilden. Doch als ich aus meinem kleinen Nickerchen erwachte, hatte der Heilungsprozess bereits eingesetzt. Meine Sicht war wieder normal. Ich sah nicht mehr doppelt. Die Kopfschmerzen waren verschwunden. Ich konnte ein paar Worte schreiben, wenn sie auch keinen Sinn ergaben. Allerdings erinnerte ich mich immer noch nicht umfassend, konnte keine zusammenhängenden Gedanken fassen und die richtigen Worte in der richtigen Reihenfolge abrufen; ich war noch zu keiner verständlichen Kommunikation fähig. Nach dem Fondue ging ich früh zu Bett und ließ Adam und Mr. Paddington alleine sitzen, um sich im Fernsehen anzusehen, wie um Mitternacht der Time Square Ball fällt.

Es fühlte sich an, als hätte jemand in meinem Gehirn sämtliche Akten aus den Regalen geholt und jedes einzelne Dokument herausgerissen.

Am nächsten Morgen herrschte um mich herum reges Treiben – Vorbereitungen fürs Frühstück, verschlafenes Gemurmel, auf dem Fernsehbildschirm in voller Lautstärke *Harold &*

Kumar, und ich glaubte, ich könnte an all dem teilnehmen. Doch als ich es versuchte und mir überlegte, wo man Eier üblicherweise aufbewahrt, wusste ich es nicht. Ich wollte das Wort *Ei* sagen, nur, dass ich nicht wusste, wie das korrekte Wort für »Ei« lautete. Also versuchte ich ein Ei zu beschreiben, sagte aber nicht »elliptische Schalendinger«, sondern »Schalenbälle, wo sind die Schalenbälle?« Nur dass die anderen nun die Eier schon fertig hatten und mittlerweile zur Zubereitung der Pancakes übergegangen waren. Auch das Wort für »Pancake« wollte mir nicht einfallen, und ich wusste nicht, wie ich meine Schalenbälle am liebsten mochte. Ich hatte schlicht und ergreifend vergessen, dass ich sie am liebsten in Form von Spiegeleiern mochte, einmal kurz umgedreht, sodass das Eigelb noch flüssig und das Weiße fest war, und ich wusste auch nicht, was Zubereitung bedeuten sollte. Ich kaute also auf meinen gekochten Schalenbällen herum. Ich sah den Teig in der Pfanne, nahm den Duft wahr und sah, wie er sich hob und Blasen schlug, und dann unterhielten sie sich, und auch daran wollte ich mich beteiligen, aber ich wusste nicht, wie ich »Pancake« sagen sollte oder wie man den angerührten Teig nannte. Also sagte ich »Schalenbälle«, weil ich wusste, dass Schalenbälle auch in den Teig gehörten. Da kam ich gerade noch drauf. Und dass die Schalenbälle helfen würden. Sie wären eine Hilfe. Hilfe. Hilfe.

Nach einer Weile gab ich auf. Ich war so müde. Ich wusste nicht, wie ich irgendwem Schalenbälle erklären sollte, falls mich jemand danach fragte. Und ich wusste nicht, wie ich »Hilfe« sagen sollte. Aber ich wusste, wie ich Ja sagen konnte. Also sagte ich die ganze Zeit Ja. Und lächelte. Ja. Ja. Ja. Alle waren so viel glücklicher. Also war auch ich glücklich. Ich lächelte. Hi. Hi. Hi. Wie geht's? Ich fühlte mich den anderen

verbunden. Also blieb ich weiter freundlich. Das Lächeln gefiel mir. Es bedeutete mir etwas. Und auf ein Lächeln kamen keinerlei Fragen. Und ohne Fragen fühlte ich mich schon weit weniger hilflos.

»Wie geht es dir, Christine?«

»Mir geht's gut.« Ich wusste nicht, was ich sonst sagen sollte. Und war überrascht, dass ich diese Worte noch wusste: »Mir geht's gut.«

Heute weiß ich, wieso mir damals die Worte für »Ich brauche Hilfe« nicht einfielen. Ich war es nicht gewohnt, um Hilfe zu bitten. Stattdessen war es mir zur Gewohnheit geworden, wieder und wieder zu behaupten, es gehe mir gut. Wenn ich sagte, es gehe mir gut, störte das niemand. Und es war um einiges leichter für mein Gehirn, diese automatisierte Antwort abzuspielen.

Hilfe dagegen war für mich ein völlig neues Konzept. Mein Gehirn schaffte es nicht, Neues aufzubauen. Es war vollends damit beschäftigt, die alten Sachen zu reparieren. Hilfe war schwierig. Hilfe war kompliziert. Also sagte ich schön brav: »Mir geht's gut«.

Ich kaute auf meinem Pancake herum. Er schmeckte nicht süß und nicht saftig oder nach Vanille, und ich registrierte auch nicht seine fluffige Konsistenz oder die karamellisierte Kruste. Das Essen löste keinen Funken der Freude in meinem Kopf aus, was schon erstaunlich war, weil Essen bei mir normalerweise für ein ganzes Feuerwerk an Gefühlen und Erinnerungen und Freuden sorgte, was wiederum ein Verlangen in mir weckte, sodass ich weiteraß, und nicht selten viel zu viel, bis ich an Gewicht zulegte; doch nichts dergleichen an diesem Tag. Die Schalenbällchenkuchen verschwanden einfach nur in meinem Mund, mehr nicht.

Ich wusste nicht, wie ich ausdrücken sollte, dass das alles nach nichts schmeckte. Dass eine Schale Reis für mich genauso schmeckte wie Spiegelei oder Pancake. Dass ich zwar den Unterschied sehen konnte, dass aber die Erinnerungen, die ich mit den einzelnen Speisen verband, weg waren. Dass Geschmack für mich keine Bedeutung mehr hatte oder nicht länger einzigartig war. Dass die unterschiedlichen Aromen nicht mehr mit meinem Gefühlszentrum verknüpft waren – dass ich keine Lieblingsspeisen mehr hatte. Dass ich auch kein bestimmtes Essen mehr bevorzugte. Ich wusste nicht mehr, dass sich die Kochkünste meines Vaters darauf beschränkten, Spiegelei zu braten, abgesehen vielleicht noch von Fertigsuppen. Dass er jeden Tag Spiegeleier für uns in die Pfanne gehauen hatte, als meine Mutter wegen ihrer Nierensteinoperation im Krankenhaus war. Dass er auch uns die Eier immer mit festem, grünlichem Eigelb serviert hatte, weil er selbst sie am liebsten ganz durchgebraten aß. Dass ich meine Eier heute trotz der Eier meiner Kindheit am liebsten beidseitig gebraten mit noch weichem Eigelb mochte, das sich zähflüssig über den Teller ausbreitete.

Dass ich weder Hunger noch Durst hatte. Dass ich keinerlei Verlangen verspürte.

Ich war ein leerer Schalenball.

Drei Stunden später sagte ich es. »Ei!«

»Was?«

»Ei!«

»Wie bitte?«

»Schalenbälle sind Eier. Eier sind Schalenbälle.«

»Ist gut, Christine.«

Ich war weggetreten. Völlig weggetreten. Gedanklich war ich in anderen Sphären. Ich duschte. Das Wasser war nass, aber

das Wort dafür wusste ich nicht mehr. Ich machte die üblichen Routinebewegungen, die ich mein ganzes Leben fast jeden Morgen ausgeführt hatte. Ich drehte an diesem Metallknopf. Entledigte mich dieser Sachen an meinem Körper. Hängte dieses flauschige rechteckige Ding an die Tür der Duschkabine. Trat hinein. Stellte mich unter dieses nasse Etwas. Wusch mir diese Dinger an meinem Kopf, Haare nannte man die, mit einem glitschigen Zeug namens Shampoo. Seifte meinen Körper mit dem schäumenden Mittel ein, erst die Arme, dann den Hals, Oberkörper und Beine. Spülte den Schaum wieder ab. Stieg aus der Dusche. Trocknete mich mit dem flauschigen, rechteckigen Stück Stoff ab.

Im Hintergrund lief Musik. Für mich war das Lärm. Ich konnte ihr nichts abgewinnen. Sie hatte keinerlei Bedeutung für mich. Ich nahm lediglich die Lautstärke wahr. Sie unterschied sich von Gesprächen, hatte mit diesen aber gemein, dass ich sie nicht verstand. Ich war mir dieses Fehlens von Sinn nur nicht bewusst. Es war einfach alles so, wie es war.

Das Folgende schrieb ich Monate später auf meinem Blog über diesen ersten Tag:

Ich hatte das Gefühl, als fehlte mir ein ganzes Stück von meinem Gehirn, das sich irgendwo anders köstlich amüsierte, ohne mich. Ich war mir bewusst, dass mein Gedächtnis weg war; zwar versuchte ich mich an Dinge zu erinnern, aber jedes Mal, wenn ich mein Denken auf eine bestimmte Erinnerung oder Aufgabe richten wollte, sah ich mich lediglich mit den staubigen Fußspuren jenes Wissens konfrontiert, über das ich nicht länger verfügte. Mein Warenlager fühlte sich so gut wie leer an. Obwohl es das nicht war. Ich besaß zwar einen Katalog, wusste allerdings nicht, wo



Christine Hyung-Oak Lee

Der Tag, an dem mein Hirn stillstand

Wie ich mit 33 meinen Schlaganfall erlebte und zurück ins Leben fand

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 272 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-466-34693-6

Kösel

Erscheinungstermin: Mai 2018

Was nur wenigen möglich ist: Christine Hyung-Oak Lee beschreibt anschaulich, wie sich ein Schlaganfall wirklich anfühlt. Während ein Blutgerinnsel ihren Thalamus verstopft, versucht sie in einem Blog auszudrücken, wie seltsam sie sich fühlt. Erst Tage später erhält sie in der Notaufnahme die für ihr junges Alter von 33 Jahren erstaunliche Diagnose. Monatelang verliert sie ihr Kurzzeitgedächtnis und damit ihre eigene Identität. Ihre Aufzeichnungen werden zu ihrem Ersatzgedächtnis, aus diesen rekonstruiert sie dieses inspirierende Zeugnis. Offen gibt sie wieder, was mit ihr geschah, wie sich der Schlaganfall auswirkte und wie sie sich zurück in ein neues Leben kämpfte.

 [Der Titel im Katalog](#)